Nr. 24 Illustriertes Unterhaltungsblatt. 1909

Die Säge von Mariels.

Erzählung von Ernst Zahn.

(Fortsetzung.)

Die Papierlaternen brannten in der Säge. Einmal flammte eine lichterloh auf und zeigte, obwohl rasche Hände die Gefahr beseitigten, daß die Beleuchtungsart nicht eben ratsam für die ohnehin viel Zündstoff bergende Säge war. An den Tischen dichtgedrängt saßen die von Mariels, Männer mit dem Gliederwuchs der Gebirgler, doch mit braunen Gesichtern, blitzenden Augen und wilder, sich überstürzender welscher Rede, schlanke, geschmeidige, frühreife, ihnen zur Seite früh gealterte Frauen. Schwerer welscher Wein stand in großen Flaschen vor ihnen, daneben allerlei Eßbares und in Kisten die langen Strohzigarren. Außer der strammen Magd gingen Maria Lombardi und Angelina bedienend und zum Essen und Trinken ermunternd zwischen den Gästen hin und her. Maria blickte ernsthaft darein, aber sie ließ keinen merken, daß das laute Treiben ihr nicht eben zusagte, sondern gab die vielfachen Scherze und Anrufe, mit denen sie bedacht wurde, mit ebenso kräftiger Stimme und wachsender Lebhaftigkeit zurück. Angelina hatte in der Umgebung etwas Fremdes. Zwar besaß ihr Gang die Anmut, welche dem der Landeskinder eigen war, sonst aber war sie mit ihren hellen Zöpfen, ihrem runden Gesicht, in dessen Wangen ein Grübchen kam und schwand, und den unschuldig erstaunten Augen unendlich verschieden von jenen. Als Tochter des Hauses fand sie viel Beachtung, nahm manche Schmeichelei mit tiefem Erröten hin und wies da und dort eine plumpe Zärtlichkeit verlegen und verwirrt zurück. Joseph selbst war überall und war ein so freigebiger und heiterer Wirt, daß selbst die Gesetzteren und Ruhigeren unter den Anwesenden, denen vielleicht sein zur Prahlerei neigender Charakter nicht immer zusagte, ihm die Anerkennung nicht vorenthielten. An den Tischen, wo diese älteren, meist in Amtswürden stehenden Männer saßen, erhob sich im Laufe des Abends der und jener und hielt eine Rede. Der eine sprach von dem Alter und dem schönen Gedeihen des Sägegeschäfts. Ein anderer rühmte Frau Maria und brachte ihr sein Hoch. Ein dritter kam auf Joseph selbst zu sprechen, erzählte, wie er ihn als klein gekannt und nie erwartet hätte, daß aus dem scheuen, schmächtigen Büblein ein so breitschulteriger, energischer Mann würde. Am Ende stieg auch Joseph auf einen Stuhl, der unter der Last seines kraftvollen Körpers ächzte. Sein scharfgeschnittenes Gesicht, dessen Hagerkeit in starkem Gegensatz zu den breiten Schultern stand, glänzte. Er hob die Nase hoch und hielt laut und feurig, nicht ohne daß seine Neigung zum Großtun auch jetzt sich bemerkbar gemacht hätte, eine Rede, der manchmal zwar die Klarheit und der Zusammenhang der Gedanken, nicht aber der Schwung und das Pathos fehlten. Er rühmte die Heimat im allgemeinen, Mariels im besonderen und ließ diese beiden unter dem gellenden Beifall seiner Gäste hochleben.

Nachdem die Lust am Redenhalten und noch mehr diejenige am Anhören derselben sich erschöpft hatte, trat etwas Ruhe ein. Man sprach wieder mehr dem Essen und Trinken zu. Während man hinter den Tischen saß, auch des Tanzes eine Weile satt, dem vordem gefröhnt worden, kam eine Art zahmer Gemütlichkeit unter die Leute. Die Unterhaltung wurde stiller. Es sprachen und schrien nicht mehr alle durcheinander. Aeltere Gäste redeten vernünftige Dinge, erzählten von früheren Zeiten und von den vielen Veränderungen, welche sich im Laufe der Jahre in Mariels vollzogen hatten. Naturgemäß kamen sie auf den verstorbenen Besitzer der Säge und seine Vorfahren zu sprechen. Hier begann auch Maria sich am Gespräch zu beteiligen. Sie hatte sich am Tische einiger Bekannten niedergelassen und erzählte unter allgemeiner Aufmerksamkeit aus ihrem Leben. Der alte Muheim, der bisher in Gesellschaft seiner Mitknechte in einer anderen Ecke gesessen und getrunken hatte, kam herüber, stellte sich hinter den Stuhl der Meisterin und warf, wo es anging, ein Wort dazwischen; denn er war so sehr mit dem Betrieb verwachsen, daß er in manchen Vorkommnissen fast besser Bescheid wußte als seine Arbeitgeberin. An starken Weingenuß gewöhnt, torkelte er nicht und konnte als leidlich zurechnungsfähiger Mensch gelten, aber der Wein machte ihn böse, und seinen emsigen Augen entfuhr fortwährend ein Licht, das wie ein Zünglein lauernden Zornes war. Mit seinen dürren Armen stützte er sich auf die Stuhllehne der Herrin. Das weißgraue Haar leuchtete in dem schlechten Licht der Scheune.

„Wißt ihr noch, wie der Bach ausgetreten ist, Anno siebenundachtzig?“ fragte Maria Lombardi ihre Gäste, in ihren Erinnerungen fortfahrend.

Man besprach das Ereignis.

Jost Muheim mischte sich ein und schilderte seine persönlichen Erlebnisse während der Ueberschwemmung, bei der um ein Haar das ganze Haus verloren gewesen wäre.

Von dem einen Unglück, das die Säge bedroht hatte, kamen sie auf andere aufregende Vorfälle, einen Feuerausbruch, dann auf teure und wiederum auf besonders einträgliche Zeiten.

„Und dann — wißt ihr noch, Frau, wie der Aschwanden den Toni erstochen hat?“ warf jetzt Muheim ein.

Frau Maria achtete nicht auf den Knecht, vielleicht war es ihr unlieb, an dem Festtag gerade von diesem unglückseligen Vorfall zu sprechen. Einige junge Leute aber, die von dem Gespräche angelockt worden waren, drängten näher heran und wollten mehr von Muheim hören. Sie fragten und begleiteten mit mancherlei Ausrufen, was er ihnen erzählte.

„Der arme Teufel, der Toni,“ bedauerte Jost den damals verunglückten Mitknecht. Dann schlug sein Mitleid in Wut um, die der Wein anfachte. „Der Aschwanden hätte nicht ins Zuchthaus gehört. Erschlagen hätte man ihn sollen auf der Stelle, den Hund,“ kreischte er los.

Seine Wut zündete. Eine Weile lang waren eine Menge Köpfe zornheiß, und in vielen kochte ein Rachegeist, der nur nicht zum Ausbruch kam, weil er eben keinen Gegenstand hatte, auf den er sich werfen konnte.

Die Musikbande, die inzwischen ebenfalls getafelt hatte, kehrte jetzt auf ihre Plätze auf einem in einer Ecke errichteten Bretterpodium zurück. Das lenkte die Aufmerksamkeit vieler von der erregten Unterhaltung ab. Das Tanzen begann in dem dafür hergerichteten Schuppenteil von neuem, und die meisten vergaßen, was von den Geschicken der Säge erzählt worden war. Nur dem Jost Muheim ließ der Wein nicht Ruhe. Die Bosheit brannte in ihm und züngelte fort und fort aus seinen Augen. Er schilderte einigen willigen Zuhörern, die nicht nüchterner waren als er selbst, jenen Streit zwischen seinen beiden Mitknechten bis in alle Kleinigkeiten von Anfang bis zu Ende. Die eigene Erzählung nährte seinen Groll. Vielleicht auch machte er so viele und eifrige Worte, weil er an jenem Unglück nicht ganz unschuldig war. Er schürte und schürte, ohne zu wissen, daß er es tat, blind dazu hingerissen. „Zerschlagen hätte man ihn sollen, den Aschwanden.“

„Wir hätten ihn in Stücke reißen müssen.“

Plötzlich kam er auf Moses zu sprechen. Weiß Gott, wie seine Gedanken hingezuckt waren.

„Der Bub ist gerade wie der Alte, das wißt ihr ja.“

Die anderen bestätigten mit Kopfnicken seine Meinung. Moses wurde zum Mittelpunkt ihres Gesprächs. Es zeigte sich, wie tief die Lust, am Nächsten Uebles zu finden, in den Menschen wurzelt.

„Das ist der hinterhältigste Kerl im ganzen Dorf," schrie einer, der von Muheim entfernt saß.

„Mir hat er noch nie ins Gesicht gesehen," schimpfte ein anderer.

Dem erwiderte ein dritter: „Der geht doch in einem großen Bogen um einen herum."

Einer, der gerecht sein wollte, äußerte: „Es ist doch zum wenigsten höchst sonderbar, daß er keinen, nicht einen Freund im Dorfe hat."

So fanden sie Fehler um Fehler an Moses Aschwanden und warfen alle Schuld an seiner Sonderstellung auf ihn, beileibe nicht auf sich selbst.

Jost Muheim ließ sie eine Weile reden. Dann fuhr er giftig dazwischen: „An dem erleben wir noch etwas, denkt daran, daß ich es gesagt habe."

Es war das Wort, das auf die Gemeingefährlichkeit des Zuchthäuslerbuben hinwies. Die Unterhaltung wurde hitziger. Sie redeten und redeten und gossen den Wein durch die Kehlen. Dann kreischte einer, der schon toll betrunken war: „Dem gehörten einmal Prügel, dem Aschwanden."

Es war, als zucke ein Feuerblitz aus glimmendem Meiler.

Um diese Zeit war das Fest seinem Abflauen entgegengerückt. Die Reihen der Tanzenden lichteten sich. Die Musiker spielten weniger fleißig und falscher als vorher. Maria Lombardi und Angelina hatten sich nach dem Hause entfernt, Joseph widmete sich noch allein den Gastgeberpflichten und entließ mit lauter Selbstgefälligkeit den und jenen, seine Freigebigkeit lobenden Gast. Die Gruppe, die sich um Jost Muheim gesammelt hatte, schob sich ebenfalls der Tür zu. Sie brachten in der Weinlaune die Gedanken nicht mehr von dem einmal begonnenen Gespräche ab. Dabei hatten sie sich im Rausch und im Bewußtsein, daß ihre Meinungen übereinstimmten, einander angefreundet. Jost Muheim besonders gefiel sich in weinseliger Kameradschaft mit den anderen. Schwatzend, schimpfend, sich gegenseitig der Freundschaft versichernd, torkelte die Schar allmählich ins Freie. Jetzt standen sie auf dem Werkplatz, jetzt fluchend, durcheinander redend, gröhlend am Ausgang des Platzes. Dann erreichten sie die Straße. Jost Muheim war mitten unter ihnen. Und unter ihnen war wie ein Gespenst etwas Unfaßbares. War sie dem Wein entstiegen oder der Unvernunft oder tierhaften Instinkten, wie sie an Menschen haften, eine Gier war an ihnen nach irgendeinem Unheil, ein Verlangen nach einem wüsten Ausbruch.

Die Nacht hatte noch immer das Tauen und die schwere, feuchtwarme Luft.

Die johlende Schar sah drüben das Aschwandenhaus stehen. Einer schrie: „Da unten wohnt der Hund." Er schrie so laut, daß alle nach dem Hause hinblickten.

„Schläfst schon, Hudelbub?" kreischte Jost Muheim nach den Fenstern des Aschwanden hin. Er lachte dann, als sei er witzig gewesen, lachte, wie ein Betrunkener tut, und die anderen taten es ihm nach.

Sie kamen dem Hause unwillkürlich näher und fanden sich schließlich dastehen wie eine Schar, die nächtlicherweile ein Ständchen bringen will.

„Singt ihm eines," gröhlte ein junger Bursche, den die Aufstellung belustigte. Er selbst begann zu brüllen. Laut stimmten die anderen ein.

Auf einmal klirrte Glas. Jost Muheim lachte zum zweiten Male. Er hatte einen Stein in eines der Fenster geworfen. Er wußte vielleicht nicht mehr, was er tat. Die anderen schrien der Heldentat Beifall. Es war ein Höllenlärm.

In der Tür des Aschwandenhauses stand einer. Er war barfuß, nur in Hose und Hemd, mußte soeben sein Bett verlassen haben.

Aus dem Haufen der Besoffenen gellte eine Stimme:

„Da ist er!"

Ein anderer wieherte: „Er will unseren Gesang aus der Nähe hören."

Moses Aschwanden war wohl zu erkennen. Die Granitplatte des Eingangs, auf der er stand, gab ein graues Licht und die Hauswände hatten eine Helle, auch schimmerten seine nackten Füße und sein weißes Hemd. Das Weißeste waren Gesicht und Hals. Das rote Haar aber gab im Halbdunkel ein leises Leuchten.

Jost Muheim näherte sich dem Dastehenden. „Was willst?" rempelte er ihn an.

Moses gab keine Antwort. Es sah fast aus, als ob er zurückweichen wollte.

Der Bursche, der vorhin geschrien und der es mehr auf einen Witz als auf Böses abgesehen hatte, trat hinzu, riß den Hut vom Kopf und höhnte: „Es tut mir leid, wenn wir Dich im Schlaf gestört haben, großer Herr."

Beifallsgelächter folgte der Rede.

„Aber wenn es Dir nicht paßt, kannst es sagen," warf Jost böswillig dazwischen. Die Macht der anderen im Rücken gab ihm einen Mut, den er sonst vielleicht wohl schwerlich gehabt hätte.

„Geh heim, Du," sagte Moses Aschwanden.

Wer dicht bei ihm stand, der konnte sehen, wie das Blut ihm gegen die Stirn drängte, jetzt war es am Halse, jetzt in den Schläfen, jetzt — —

„Du willst mich heimschicken, Du," brüllte Jost und fuchtelte mit der Faust vor des anderen Gesicht herum.

Seine Genossen drängten näher, mehr um zu sehen, was es gäbe, als ihm beizustehen. Er aber meinte in seinem Rausche, vor ihnen groß tun zu müssen. Plötzlich schlug er Moses die Faust ins Gesicht.

Dieser wich in den Gang zurück, blitzschnell, und blitzschnell sprang er wieder vor. Der alte Knecht ächzte, wankte nach außen in die Schar derer von Mariels hinein, sagte nichts, schnappte nur nach Luft, dann fiel er zusammen.

Die übrigen hatten zugesehen. Die einen lachten, die anderen machten erstaunte Augen; sie meinten, daß Muheim im Rausch tat, was er tat. Ein einzelner rief: „Er hat ihn etwas angehabt."

„Er hat ihn gestochen," schrie ein älterer Mann, der sich zu dem Gefallenen beugte.

Alle drängten näher und sahen Blut am Boden.

Die Zunächststehenden mühten sich um den Sägeknecht. Es nutzte nichts. Er hatte keinen Atem mehr. Die Dolchwunde saß tief in der Lunge. In einem Augenblick hatte sich Jost Muheim verblutet.

Die Marielser sahen sich nach Moses um. Sie drangen ins Haus, schrien und tobten.

In der Wohnstube stand eine Kerze brennend auf dem Tisch. Sie drohte zu erlöschen, als sie die Tür aufrissen; denn auch die Balkontür gegenüber stand offen. Die kleine Flamme schlug hin und her, und das Unschlitt tropfte über den zinnernen Halter.

„Wo ist der Halunke?" kreischten die Bauern.

Die Aschwandin stand halb angekleidet am Tisch. Ihre dürren Arme waren nackt, ihr grauer Kopf war vornübergeneigt, und sie zitterte.

„Wo ist er?" schrien die Verfolger sie an.

Sie gab keine Antwort. „Maria, Mutter Gottes," stöhnte sie und mußte sich dann setzen. Ihre Beine trugen sie nicht mehr.

Da gingen zwei nach der offenen Balkontür und sahen in die Nacht hinaus.

„Hörst Du?" fragte einer den anderen.

Sie stiegen auf den Balkon, um besser lauschen zu können. Es war, als klängen ganz fern enteilende Schritte.

Die beiden stürzten in die Stube zurück. „Er ist über die Matte hinab," schrien sie. Die Rotte wälzte sich aus der Stube und Haus, und einige machten sich an die Verfolgung. Andere trugen den toten Jost in die Säge und brachten dorthin Nachricht von dem, was geschehen war. Sie fiel wie eine Bombe in den Taumel der letzten Festenden. Joseph Lombardi, der wenig über den Verstand getrunken hatte, sah in die Nacht, war plötzlich nüchtern und sagte: „Jetzt ist nichts zu wollen. Morgen werden wir ihn finden." Er sagte das entschlossen und in seiner lauten, hochtönigen Weise.

Maria und Angelina aber waren schon gegangen. Joseph weckte die Mutter. Die Schwester ließ er schlafen.

„Was willst Du tun?" fragte Maria Lombardi den Sohn.

Sie standen in der Wohnstube. Es war der Morgen nach dem Feste. Die Säge arbeitete nicht. Nur der Bach rauschte. In seiner Kammer lag der tote Jost Muheim aufgebahrt.

Joseph Lombardi war in Mariels gewesen und soeben zurückgekommen. Sein Gesicht hatte heute besonders harte Linien. Jeder Strich in den Backen und am Munde saß. „Das wäre mir noch zum Verwundern, wenn wir ihn nicht finden sollten," antwortete er. Es klang genau so knapp, wie es zu seinem Gesichtsausdruck paßte. Seine stämmige Gestalt war dagegen voll Beweglichkeit. Er machte erklärende Handbewegungen und ging aufgeregt hin und her. Ausführlich schilderte er der Mutter, was für Anstalten er im Verein mit den Dorfbehörden getroffen hätte, um des Verbrechers Moses Aschwanden habhaft zu werden.

Er war noch mitten in seiner Erzählung, als Angelina hereinkam. Sie trug ein schwarzes Kleid, das sie aus Zufall angelegt hatte. Es hatte einen weiten Halsausschnitt. Zierlich hob sich der Hals aus demselben. Das Haar war um den Kopf geschlungen, aber das krause Gelock löste sich am Hinterkopf, ringelte sich um den Hals und glänzte als lieblicher Schmuck an den Schläfen. Die Augen standen weit offen. Man sah, daß sie geweint hatte. Sie trat mit ihrer alten Stille und Bescheidenheit in die Stube, ging bis zu der Stelle, wo die Mutter stand, und hörte dem Bruder zu.

„Es ist für mich eine Ehrenpflicht, mitzuhelfen oder vielmehr voranzugehen, damit wir den Lump bekommen," sagte Joseph jetzt. „Er hat unseren Knecht gestochen."

Wieder maß er erregt die Stube. „Habe ich es nicht immer gesagt? Ist es nicht im Dorf die Rede gegangen, daß er noch etwas anstellt?"

Plötzlich ergriff ihn heller Grimm. „Uns Verrecken werden wir ihn fangen," schrie er. Dabei warf er sich in die Brust. Er schien der Aufgabe die höchste Bedeutung beizumessen und mit einem Gefühl des Stolzes sich selbst zu sagen, daß er der Mann sei, sie zu lösen.

Angelina stützte die eine runde Hand auf die Tischplatte und sah den zornigen Bruder mit halb erschrecktem, halb seltsamem Ausdruck an.

„Tue das nicht," sagte sie jetzt leise. Ihre Stimme war nicht wieder zu erkennen, so tief klang sie.

Joseph drehte sich nach ihr um. „Was?" fragte er sichtlich erstaunt; er wußte nicht, wovon sie auf einmal sprach.

„Du sollst nicht so heiß danach sein, dem Moses Böses zu tun," erklärte Angelina im Ton von vorhin.

Der Zorn flog Joseph sogleich wieder ins Gesicht.

„Was!" rief er aus. „Du nimmst ihn immer noch in Schutz?"

Angelina zeichnete mit zitterigen Fingern auf den Tisch. „Ich habe immer gesagt, daß ihr ihn dazu bringt," sprach sie, und auf Joseph zutretend, erhob sie plötzlich die Augen zu ihm und blickte ihn fest an. „Es hat so kommen müssen," sagte sie. „Ihr habt alle nicht Ruhe und nicht Ruhe gehabt, bis es so weit gekommen ist, der Jost schon gar nicht."

„Das verstehst Du nicht," gab Joseph zurück. Vor Zorn brachte er nicht mehr heraus. Er machte Miene, der Tür zuzugehen.

Da stellte sich Angelina vor diese. Noch immer hielt sie den Blick auf den Bruder gerichtet, aber es war jetzt ein Ausdruck darin, den weder er noch die Mutter je vorher an ihr gesehen hatten. Er war noch verschleiert. Sie suchte auch immer noch ruhig zu bleiben.

„Ich bitte Dich, Joseph," bat sie, „suche im Dorf dahin zu wirken, daß Moses nicht verfolgt wird. Laßt ihn gehen. Er ist unglücklich genug. Er muß sich flüchten, obwohl er vielleicht auf der lieben Welt nicht weiß wohin."

(Fortsetzung folgt.)

Das Klima Deutschlands.

Von Kurt Grottewitz.

Für die lebende Natur und die Bewohner eines Landes ist nichts so bedeutsam wie das Klima. Dies ist eben der Gesamtbegriff für die verschiedensten Einwirkungen, die ein Land erfährt. Im Klima spricht sich die regionale Lage auf der Erde und damit die Stellung zur Sonne aus, die ein Land einnimmt, weiter spricht sich darin die Einwirkung der umgrenzenden Erdgebiete, die physikalisch-geographische Bodenbeschaffenheit und schließlich der Einfluß der atmosphärischen Bewegung aus: Faktoren von so großer Wichtigkeit, daß man es wohl verstehen kann, wie eine Menge Gelehrte auf zahlreichen Beobachtungsstationen sich der Erforschung dieser klimatologischen Elemente widmen.

In Deutschland speziell hat die Forschung auf diesem Gebiete jetzt einen Höhepunkt erreicht, daß man wohl sagen kann: das Klima Deutschlands ist heute bis in die Einzelheiten hinein gut bekannt.

Deutschland gehört infolge seiner geographischen Breitenlage in die kältere gemäßigte Zone. Der Sonnenbogen erreicht selbst im Sommer keine allzu große Höhe über dem Horizont, so daß die Hitze nie sehr bedeutend ist. Im Winter aber wird der Stand der Sonne so niedrig, daß schon ziemlich tiefe Kältegrade auftreten können. Im Sommer ist der Sonnenbogen ziemlich weit, die Tage sind also lang im Verhältnis zur Nacht, und die Sonnenwärme kann sich akkumulieren. Andererseits sind im Winter die Nächte lang, aber doch nicht so lang wie im Norden. So bedingt es die Breitenlage Deutschlands, daß wir ein temperiertes Klima haben, weder zu heiße Sommer noch zu kalte Winter. Nun ist aber zweierlei an dem Klima Deutschlands, soweit es durch die geographische Breite bedingt ist, auffallend: einmal der Umstand, daß Deutschland ein gemäßigteres und milderes Klima hat als mit Ausnahme des westlichen Europas alle sonstigen Gebiete, die in derselben Zone liegen: die betreffenden Teile von Rußland, Asien und Nordamerika. Unter dem Breitengrade, unter dem Berlin liegt, erstrecken sich in Sibirien und im britischen Nordamerika große Landschaften, die wegen ihres eisigen Klimas nur spärlich bewohnt sind. Die Bevorzugung Deutschlands beruht auf derselben Ursache, die auch noch eine zweite auffallende Tatsache im Klima Deutschlands erklärt. Trotz der erheblichen Ausdehnung des Landes von Norden nach Süden, die acht Breitengrade umfaßt, ist das Klima im Norden wie im Süden annähernd gleichmäßig. Die Ursache für diese beiden Erscheinungen liegt in der Einwirkung der umgrenzenden Erdgebiete, des zweiten wichtigen Faktors, von dem das Klima eines Landes abhängig ist. Wäre nur die geographische Breite für das Klima bestimmend, so müßten alle Länder, die in derselben Zone rings um die Erdkugel liegen, dasselbe Klima haben. Nun ist es von wesentlicher Bedeutung für Deutschland, daß dieses ein warmes Meer, die Nordsee, zur unmittelbaren und zum Teil zur mittelbaren Nachbarschaft hat. Die Wärme des Golfstromes macht sich in ganz Deutschland bemerkbar. Ist auch die Strecke, in der die Nordsee direkt angrenzt, nicht allzu lang, so sind doch auch Holland und Belgien nur unbedeutende Vorländer, die Westdeutschland vom Meere trennen. Dann steht auch die Ostsee in direkter Verbindung mit der Nordsee und empfängt auch von ihr warmes Wasser. Daß Dänemark und Norwegen ebenfalls von derselben warmen Meeresströmung getroffen werden und deshalb trotz ihrer nördlichen Lage nicht abkühlend auf die Luftschichten Deutschlands wirken, begünstigt unser Klima. Durch diese Umgebung wird es milder, als es nach der geographischen Breitenlage Deutschlands zu erwarten wäre. Von zwei Seiten wirkt indes die Umgebung auch ungünstig ein. Der Süden Deutschlands ist durch eine hohe Gebirgsmauer von dem warmen Südeuropa abgesperrt. Daran liegt es vor allem, daß Süddeutschland nicht wesentlich wärmer ist als Norddeutschland. Von einer anderen Seite her ist die ungünstige Einwirkung bedeutungsvoller. Der Osten Deutschlands grenzt an die kolossale Landmasse des russisch-asiatischen Gebietes. Da dieses Gebiet an der Deutschland zugewandten Seite sehr kühl und trocken ist, wirkt es ungünstig auf das Klimas Deutschlands ein. So ergibt sich denn eine andere Eigenschaft des deutschen Klimas. Der Westen hat mehr maritimes, der Osten mehr kontinentales Klima. Wir haben gesehen, daß es in Deutschland in klimatologischer Beziehung nicht eigentlich einen Norden und Süden gibt. Aber es gibt einen Westen und einen Osten. Das macht sich zunächst in der Temperatur geltend. Paul Perlewitz hat in einer Arbeit über die Isothermen des Deutschen Reichs in dem zweiten Heft des vierzehnten Bandes der „Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde" die Temperaturverhältnisse der verschiedensten deutschen Orte in der Weise berechnet, als ob die letzteren auf dem Meeresniveau lägen. Er hat also die Einflüsse der Seehöhe, die das Bild trüben würden, ausgeschaltet. Da zeigt es sich nun, daß im Winter kein Unterschied in der Temperatur zwischen dem Norden und dem Süden herrscht, und daß dieser Unterschied auch im Sommer und im Jahresdurchschnitt nur den Bruchteil eines Grades beträgt. Dagegen bewegt sich die Richtung der Temperaturveränderung im Winter genau von Westen nach Osten, auf zehn Längengrade nach dem Osten hin nimmt die Durchschnittstemperatur im Jahre um 1,4 Grad, im Januar um fast 3 Grad ab. Im Sommer zeigt sich der Gegensatz zwischen Westen und Osten darin, daß der heißeste Monat, der Juli, im Osten eine höhere Temperatur besitzt als im maritimen Westen. Im Juli nimmt die Temperatur nach Westen hin ab, allerdings nur unbedeutend, für zehn Längengrade beträgt der Unterschied 0,9 Grad. Der Westen ist eben aus den oben angeführten Gründen so begünstigt, daß er auch im Sommer noch warm genug ist.

Der dritte große Faktor, von dem das Klima eines Landes abhängt, ist die physikalisch-geographische Lage desselben. In dieser Hinsicht ist besonders die Seehöhe von großer Bedeutung. Für das Gesamtbild des deutschen Klimas ist es mit bestimmend, daß der nördliche Teil des Reiches vorwiegend ein Tiefland ist, der südliche ein Hügelland. Auch dadurch wieder wird der Gegensatz zwischen Norden und Süden verwischt. Perlewitz hat die Durchschnittstemperatur bei seiner Arbeit auf das Meeresniveau berechnet. Werden die tatsächlichen Werte zu Grunde gelegt, so hebt sich der Temperaturunterschied zwischen Norden und Süden, der ohnehin kaum nennenswert war, gänzlich auf. Für etwa zweihundert Meter Höhe sinkt die Temperatur um einen Grad. Immerhin besteht also ein großer Unterschied zwischen vielen süd- und mitteldeutschen Orten, die zweihundert bis dreihundert Meter über dem Meere liegen einerseits und den meisten Punkten der norddeutschen Tiefebene andererseits, die fast auf Meeresniveau liegen. Das gebirgige Mitteldeutschland ist streckenweise bereits sehr rauh. Einzelne Gebiete wie der Oberharz, das Riesengebirge und Böhmerwald gehören zum guten Teil bereits der Nadelwaldzone an, in die auch das Alpengebiet zu rechnen ist, soweit es deutsch ist. Die subalpine und alpine Zone wird dagegen in Deutschland nur in einigen Höhepunkten erreicht. Von Einfluß ist auch die Art des Bodens selbst. Der Sand der östlichen Provinzen mit seiner schnellen Erwärmung und schnellen Abkühlung fördert den kontinentalen Charakter des Landes. Der fruchtbare Boden Süd- und Mitteldeutschlands mit seiner reichen Vegetation gleicht dagegen die Gegensätze in der Temperatur von Tag und Nacht, von Sommer und Winter bedeutend aus. Daß der Wald, den man als Landschaftsformation mit aufzählen kann, ebenso die Gegensätze ausgleicht, den Winter und die Nacht milder und den Sommer und die Tage kühler, die Luft feuchter macht, ist durch neuere Untersuchungen zahlenmäßig festgestellt worden

Der vierte Faktor endlich, von dem das Klima abhängt, die atmosphärische Bewegung, ist von allen der am schwierigsten zu erforschende. Die vorhergehenden lassen sich genau berechnen. Die Berechnungen und Beobachtungen folgen festen Gesetzen, die Aenderungen der Luftbewegung aber, von denen das tägliche Wetter abhängt, erfolgen plötzlich. Abgesehen von einigen allgemeinen Gesetzen, die man für die klimatischen Verhältnisse einzelner Orte oder ganzer Länder nicht anwenden kann, kennt man die Ursachen der Luftrichtungen nur wenig. Selbst die bisherige Anschauung, daß ein kalter Polarstrom mit seiner kalten, schweren Luft nach dem Aequator zu fließe, während von diesem die erwärmte leichte Luft in großen Höhen bis in unsere Breiten polwärts vordringe, ist durch die Forschungen Hildebrand Hildebrandsons stark ins Wanken geraten. Nach diesem Forscher würden die Luftmassen der gemäßigten Zone einen Wirbel angehören, der sich von Westen nach Osten um die Erde bewegt und dessen Zentrum der Pol ist. In diesem Cyklone findet ein Austausch der Luftschichten zwischen Pol und Peripherie statt. Allein, mag nun die Bewegung so oder so sein, mag es sicher sein, daß die Luft von Stellen hohen Druckes nach solchen niederen Druckes strömt, alles das sind allgemeine Regeln, die uns keine Möglichkeit gewähren, die tatsächlich vorhandenen Strömungen, die sich bald dahin, bald dorthin bewegen, gesetzmäßig zu fassen. Die Luft ist ein so leichtes, flüchtiges Medium und ihre Bewegung wird durch die verschiedensten Faktoren, Erdbewegung, Erwärmung, Abkühlung, Reibung und Wasseraufnahme so mannigfaltig beeinflußt, daß die Gesetze ihrer Bewegung sicher sehr kompliziert und darum schwer zu ergründen sind. Wir können nur sagen, daß für das Klima Deutschlands zwei vorherrschende Luftströmungen in Betracht kommen, eine westliche und eine östliche. Diese, die von der Kontinentmasse herkommt, bringt reine, trockene Luft, jene, die von der See kommt, trübe, feuchte und milde. Die

westliche Strömung herrscht häufiger als die östliche. Nun wäre es von höchster praktischer Bedeutung, zu wissen, wann diese und wann jene eintritt, und wie lange sie anhält. Das kann leider bis jetzt noch niemand vorhersagen. Bestenfalls kann das Heranrücken einer Luftwelle auf einige Stunden vorher telegraphisch gemeldet werden. Aber selbst in diesem Falle bleibt es zweifelhaft, ob diese Luftschicht wirklich herankommt oder nicht vorher durch eine andere zurückgedrängt wird. Es ist das Ziel der Meteorologen, ihre Wissenschaft zu einer „Physik der Atmosphäre" zu machen, wie sich W. v. Bezold vor Jahren in einem Vortrag in der deutschen meteorologischen Gesellschaft ausdrückte. Leider liegt das Ziel noch in der Ferne.

Der Westwind, der vom Meere kommt, bringt die mit Wasserdampf erfüllte Luft nach dem Lande. Häufiger Regen ist daher ein Begleiter des Westwindes. Nun ist es aber natürlich, daß diese von West nach Ost sich wendenden Luftschichten ihren Feuchtigkeitsgehalt durch die Niederschläge immer mehr verlieren, je weiter sie nach dem Osten vordringen. Aus der Regenkarte von Norddeutschland, die G. Hellmann zusammengestellt hat, geht hervor, daß die Regenmenge von Westen nach Osten hin abnimmt. Die Niederschlagshöhe von Norddeutschland beträgt im Jahresdurchschnitt 637 Millimeter. Die trockenste Provinz Preußens ist Posen, die feuchteste Westfalen. Bei dem Niederschlag spielt die physikalisch-geographische Lage eines Ortes eine große Rolle. Gebirgiges Land fängt nämlich die Wolken auf, und die Gegend, die östlich davon liegt, ist regenarm. So ist das rheinisch-westfälische Schiefergebirge, das sich als erstes den Wolkenmassen entgegenstellt, außerordentlich niederschlagsreich. An der Grenze zwischen dem Rheinland und Westfalen beträgt die Niederschlagshöhe schon in zweihundert Metern Seehöhe über tausend Millimeter. Sehr trocken sind andererseits die Gebiete, die im Regenschatten des Harzes und der Lüneburger Heide liegen. Die letztere wirkt, obwohl sie nur eine geringe Seehöhe besitzt, doch gebirgsartig, weil sie die einzige Erhebung auf weite Strecken hin ist. Ebenso ist auch der Oderbruch, der im Osten der märkischen Schweiz liegt, durch Trockenheit ausgezeichnet. Auffallend ist, daß die Gebiete, die direkt an der See liegen, weniger Regen haben, als die mehr nach dem Inneren gelegenen Landschaften. Das kommt daher, daß die letzteren bereits mehr von den heftigen Gewittergüssen im Sommer erhalten als die Küste. Im Sommer erwärmt sich das Festland mehr als die Küste, es entstehen daher dort auch mehr Gewitter. Die Gebiete, die also etwas binnenwärts, aber immerhin noch im Westen liegen, erhalten sowohl die maritimen Niederschläge wie die Gewitterregen. Daher ist ihre Niederschlagshöhe besonders groß.

Das Gegenstück zum Regen ist der Sonnenschein. Eine regenreiche Gegend wird wenig Sonnenschein haben. Das geht auch aus der Sonnenscheindauer-Karte für Deutschland hervor, die August Eichhorn in Petermanns „Geographischen Mitteilungen" entworfen hat. Die längste Zeit Sonnenschein im Jahre haben die Landschaft von Jena, die im Regenschatten des Thüringer Waldes liegt, und ein breiter langer Streifen im östlichen Deutschland. Sehr sonnig liegt auch das obere Rheintal. Hier fangen die angrenzenden Gebirge die Feuchtigkeit auf. Aus der Karte Eichhorns geht hervor, daß die Gebirge arm an Sonnenschein sind. Der Gegensatz zwischen dem Westen und dem Osten tritt indes in der Sonnenscheindauer nicht so deutlich hervor. So hat Ostpreußen im Winter wenig Sonnenschein, eine Tatsache, die vielleicht von den häufigen Nebeln herrührt, die sich über der ostpreußischen Seenplatte bilden. Andererseits ist das Rheinland auch im Winter reich an Sonnenschein trotz des maritimen Klimas. Das liegt nun wohl daran, daß dieses Gebiet ebenso wie sein oberer südlicherer Teil durch die angrenzenden Gebirgsländer vor Niederschlägen geschützt wird.

Das Klima eines Ortes hängt bald mehr von diesem Faktor, bald mehr von jenem ab. Liegt ein Ort in einem Tale, so ist er möglicherweise von der Luftbewegung ganz oder fast unabhängig, während die physikalisch-geographische Lage darin vielleicht eine entscheidende Rolle spielt. Hält ein Berg im Süden den Ort im Schatten, so wird er jederzeit kühl sein, liegt er am Südabhange des Berges, so würde er ein günstiges Weinklima haben. Selbst einzelne Gehöfte eines kleinen Dorfes haben zuweilen ein anderes Klima als die übrigen. Isolierte Grundstücke liegen viel kühler als ein zusammenhängendes Gemeinwesen. Deutlich tritt diese Erscheinung zum Beispiel bei Berlin auf. Paul Perlewitz hat die Temperaturverhältnisse von Berlin im Programm des Sophien-Realgymnasiums 1899 behandelt. Die durchschnittliche Jahrestemperatur von Berlin beträgt 9 Grad, sie ist also um einen Grad höher als die der Umgebung. Die Temperatur ist aber keineswegs in allen Teilen Berlins dieselbe. Wenn der Wind von Westen kommt, so hat der Osten der Stadt bedeutend höhere, wenn er von Osten kommt, niedrigere Temperaturen als der Westen. Das Häusermeer wirkt ähnlich wie eine Gebirgswand.

Da so verschiedene Faktoren das Klima bedingen, die bald einzeln wirken, bald sich in der verschiedenartigsten Weise vereinigen, so ist auch das Klima in den einzelnen Orten Deutschlands natürlich höchst verschieden. Im allgemeinen müssen wir aber sagen, daß sich Deutschland bei seiner doch schon nördlichen Lage eines günstigen Klimas erfreut, das dem Menschen eine reiche und schöne Kulturentfaltung ermöglicht, ohne ihn doch durch besondere Milde zum Müßiggang und zur Verweichlichung zu verleiten.

Die Technik des Kunstdrucks.

Von Paul Hermann.

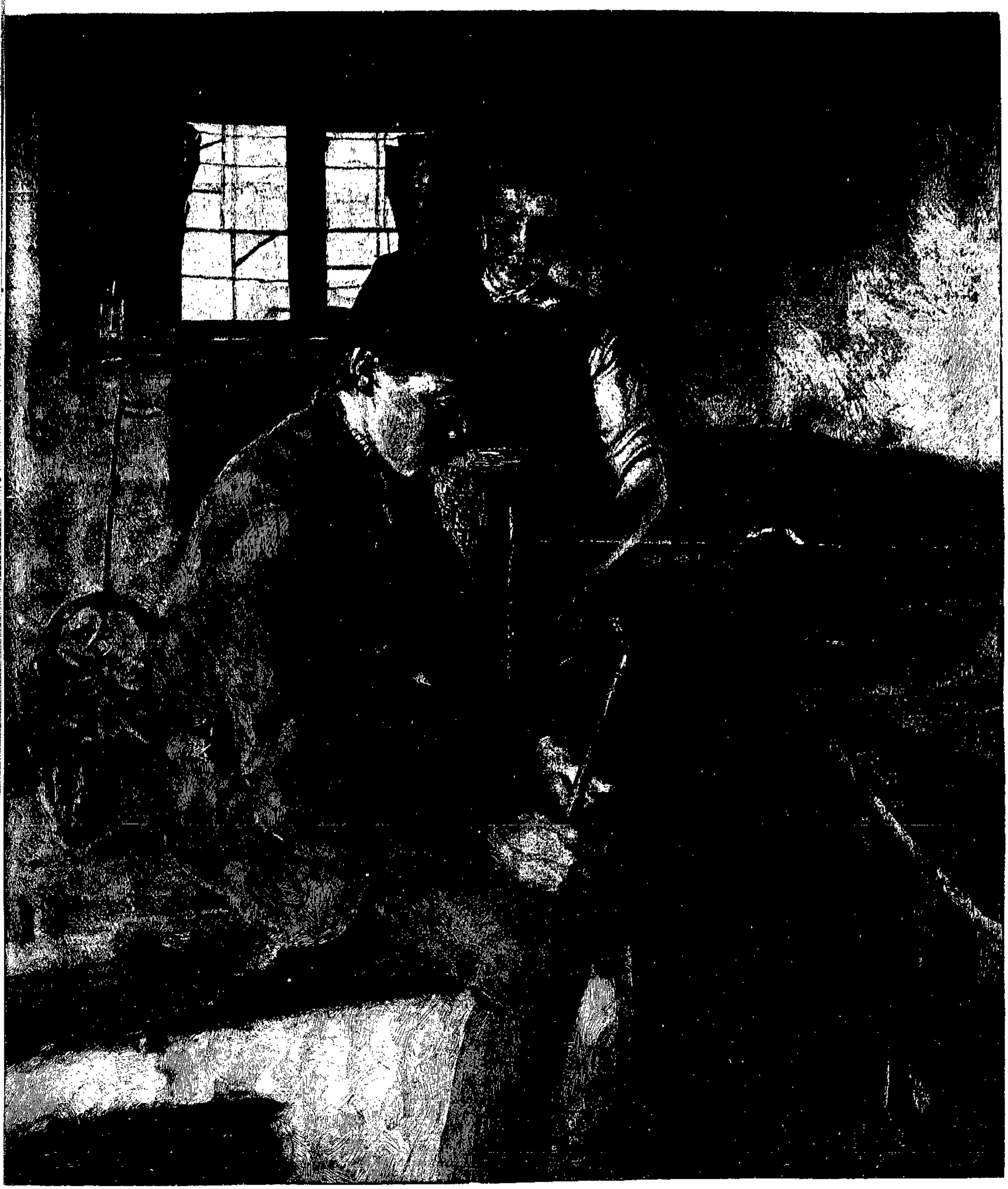
Der Steindruck.

Unter allen manuellen Verfahren zur Vervielfältigung von Gemälden und anderen gleichartigen Schöpfungen nimmt die Lithographie eine hervorragende Stellung ein. Das liegt zunächst an der Möglichkeit, durch die Lithographie jede Farbennuance des Originals, das kopiert werden soll, genau wiederzugeben, und an der Einfachheit der lithographischen Technik. Während die Zeichnung beim Holzschnitt erhaben aus der Holzplatte herausgearbeitet und beim Kupfer- oder Stahlstich in die Druckplatte eingraviert werden muß, wird sie bei der Lithographie in fast ebenso einfacher Weise, wie man auf Papier zeichnet, auf die Lithographiesteine gebracht. Die Lithographie oder der Steindruck ist also im Gegensatz zum Holzschnitt, der durch Hochdruck, oder zum Kupfer- oder Stahlstich, der durch Tiefdruck reproduziert, ein Flachdruckverfahren, das in der Hauptsache auf den chemischen Eigenschaften des Lithographiesteins und auf dem Gegensatz von Fett und Wasser beruht.

Dieser sogenannte Lithographiestein besteht in der Hauptsache aus kohlensaurem Kalk. Der Ursprung der mächtigen Steinlager, die sich zu beiden Seiten der Altmühl, eines Nebenflusses der Donau, fanden, fällt in die Jurazeit unserer Erde, in der ausgedehnte Meere das heutige mitteleuropäische Festland bedeckten. Korallenriffe, die beim Zurücktreten des Meeres über die weite Wasserfläche ragten, bildeten, wie man noch heute in der Südsee beobachten kann, Binnenseen, in denen sich der Muschelkalkgehalt des Wassers ruhig ablagern konnte. Dieses verschlammte, wobei das Aufwirbeln des Schlammes verhindert wurde durch die Riffmauern, die den trüben Schlammtümpel, den sie umschlossen, gegen die Brandung des Meeres schützten. Durch Sturmfluten und Ueberschwemmungen wurden diese Binnenseen zeitweilig wieder unter Wasser gesetzt. Nach dem Zurücktreten der Fluten begann dann die Verdunstung und Verschlammung des kalkhaltigen Wassers, mit dem die Binnenseen durch die Ueberschwemmung wieder gefüllt worden waren, von neuem. Und so lagerte sich eine ebene Schicht feinster Muschelkalkteilchen auf die andere, bis nach Hunderten von Ueberschwemmungen und durch den Druck der oberen auf die unteren Schichten Gesteinslager von 20 bis 30 Meter Höhe entstanden, die sich aus unzähligen Schichten von der Stärke eines Papierblatts bis zu zirka 25 Zentimeter Dicke aufbauen. Zahlreiche Fossilien von Wassertieren, die nach dem Zurücktreten des Ueberschwemmungswassers auf dem zähen Kalkschlamm zurückgeblieben, verwendet und durch neue Ueberschwemmungen mit Kalkschlammmassen überdeckt worden waren, oder von Insekten und Flugechsen, die sich auf dem schlammigen Kalkbrei niederließen und nicht mehr freimachen konnten, werden beim Abbau der Gesteinslager zwischen den einzelnen Schichten gefunden. So erschließen uns die Gesteinsmassen an den beiden Ufern der Altmühl, besonders bei dem bayerischen Dorfe Solnhofen, einen Blick in das Leben und Weben auf unserer Erde zu Zeiten, in denen an den Menschen, wahrscheinlich überhaupt an Säugetiere, noch lange nicht zu denken war.

Das Verdienst, die Fähigkeit dieser steingewordenen Muschelkalkablagerungen, Druckträger zu sein, zuerst erkannt, praktisch ausgenutzt und immer mehr vervollkommnet zu haben, gebührt dem Münchener Schauspieler und Dichter Alois Senefelder, der am 6. November 1771 zu Prag geboren wurde und am 26. Februar 1834 zu München starb. Allerdings soll schon einige Jahre vor Senefelders Versuchen, im Jahre 1788, der bayerische Hofkaplan Simon Schmidt in München einige Versuche mit den Solnhofener Platten, die schon lange vor ihrer Verwendung zu Druckzwecken als Bodenbelag und zu anderen ähnlichen Zwecken stark im Gebrauch waren, gemacht haben, ohne jedoch verwendbare Ergebnisse zu erzielen. Senefelder wurde durch den Umstand, daß ein Drucker den Lieferungstermin für die Auflage eines seiner Stücke um einige Wochen überschritt, wodurch dem Dichter das mit einem Buchhändler vereinbarte Honorar fast völlig entging, auf den Gedanken gebracht, sich von dem unzuverlässigen Drucker unabhängig zu machen und seine Werke selbst zu drucken. Da er jedoch völlig mittellos war und infolgedessen eine Druckerei nicht einrichten konnte, versuchte er, den Text mit einer Tinte, die der Aetze widerstand, auf eine Kupferplatte zu schreiben und diese dann zu ätzen. Dabei kamen ihm seine während der Studienzeit erworbenen chemischen Kenntnisse zu statten. Er wollte also die Schrift erhaben auf die Kupferplatte bringen und nach demselben Prinzip, auf dem der Buchdruck beruht, Abzüge davon machen. Die Platte wurde aber durch das häufige Abschleifen immer dünner, so daß er zunächst einen alten Zinnteller als Ersatz zu verwenden versuchte, bis er auf den Gedanken kam, eine der schönen glatten Kalksteinplatten, die er sich zum Zwecke des Farbereibens besorgt hatte, für seine Druckversuche zu verwenden. Mit der der Aetze widerstehenden Wachstinte, die er zum Beschreiben der Kupferplatten und später des Zinntellers verwendet hatte, beschrieb er nun den Stein, den er dann in derselben Weise wie die Metallplatten mit Scheidewasser (Salpetersäure) ätzte. Er fand nach dem Aetzprozeß die

Schrift um die Stärke eines Kartenblattes erhöht. Sie war natürlich, wie die Buchdruckerlettern, verkehrt oder als Spiegelbild auf den Stein geschrieben worden. Wenn der Stein mit Farbe eingeschwärzt wurde, nahmen nur die erhabenen Schriftzeichen die Farbe an, und durch Abreiben auf Papier ließen sich dann lesbare Vervielfältigungen erzielen. Das war im Jahre 1796. Aber das Verfahren war mühselig und hielt natürlich keinen Vergleich aus mit dem Typendruck, dem es als Hochdruckverfahren im Prinzip glich. Senefelder probierte jedoch unermüdlich weiter, bis er durch näheres Vertrautwerden mit den chemischen Eigenschaften der Kalksteinplatten 1798 auf den Gedanken kam, das Hoch- oder das Tiefätzen der Zeichnung, das er nach seinen Versuchen mit dem Hochätzen ausprobiert hatte, ganz fallen zu lassen, den Stein nur leicht zu ätzen und die Widerstandsfähigkeit dieser geätzten und durch einen feuchten Lappen mit Wasser überwischten Platte gegen fettige Farben für



W. Leibl: **In der Küche.**

seine Zwecke auszunutzen. Beim Einschwärzen des Steins mit einer Farbwalze nahm nur die mit der Fett- oder Wachstinte ausgeführte Zeichnung, die das Wischwasser abstieß, Farbe an. Von der auf diese Weise präparierten, weder hoch- noch tiefgeätzten, sondern flachen Steinplatte konnten dann brauchbare Abzüge der auf ihr enthaltenen Zeichnung oder Schrift erzielt werden. Der chemische Flachdruck, die Grundlage unseres lithographischen Steindrucks, war zum ersten Mal angewandt. Er sicherte dem neuen Verfahren den Vorrang vor den Reproduktionen durch Holzschnitt oder Stich.

Bei der Uebertragung der Zeichnung auf den Stein und bei der Präparierung der Platte für den Druck vollziehen sich folgende chemischen Vorgänge: Zeichnet man mit der stark fetthaltigen, aus Wachs, Talg, Seife, Schellack und Ruß bestehenden lithographischen Tusche (die durch Wasser dünnflüssig gemacht worden ist) oder Kreide auf die durch Bimstein glatt geschliffene und, wenn die Zeichnung statt mit Feder und Tusche mit Kreide ausgeführt werden soll, fein gekörnte Steinplatte, so gehen die fettigen Substanzen des Zeichenmaterials mit dem kohlensauren Kalk des Steins eine chemische Verbindung ein. Wo die Tusche oder Kreide auf den Stein kommt, bildet sich fettsaurer oder oleomargarinsaurer Kalk, sogenannter „Butterkalk", der viel dichter als der kohlensaure Kalk ist, beim Ueberwischen des Steins mit Wasser die Feuchtigkeit abstößt, dafür aber fette Farben beim Einwalzen willig aufnimmt. Nach der Fertigstellung der lithographischen Zeichnung wird der Stein mit einer Mischung von Arabin- und Salpetersäure, der sogenannten Gummiätze, überätzt. Die Flächen, Linien oder Punkte der Zeichnung, d. h. also diejenigen Stellen des Steines, die durch die Fettkreide oder Tusche zu fettsaurem Kalk geworden sind, nehmen die Aetze nicht an, sind unempfindlich für deren Wirkungen. Die Aetze wirkt nur auf die fettfreien Stellen der Steinplatte, mit denen sie sich chemisch verbindet zu metaarabinsaurem Kalk, der grade die entgegengesetzten Eigenschaften hat wie der fettsaure Kalk der Zeichnung. Durch die Gummiätze wurden also alle fettfreien Stellen der Steinplatte derartig präpariert, daß sie Wasser willig annehmen, Fette, in diesem Falle die fettige Druckfarbe, dauernd abstoßen. Ueberfeuchtet man den auf diese Weise behandelten Stein auf seiner Druckfläche mit Wasser, das also von dem fettsauren Kalk der Zeichnung abgestoßen, von dem metaarabinsauren Kalk der freien Steinstellen aber angenommen wird, und überwalzt man dann die Platte mit Druckfarbe, die auf den feuchten Stellen des Steines nicht haftet, von seinen fettigen Stellen, also den Flächen, Linien und Punkten der Zeichnung aber willig aufgenommen wird, dann kann man mit Hilfe der Druckpresse die schönsten, schärfsten und saubersten Abdrücke von der auf dem Stein enthaltenen Zeichnung erzielen. Die Zahl der Abzüge ist unbeschränkt. Der Druck kann in jeder beliebigen Farbe erfolgen. Auf dieser Tatsache beruht auch der mehrfarbige Kunstdruck.

Soll ein gemaltes Bild auf lithographischem Wege reproduziert werden, so muß der Lithograph zunächst eine genaue Pause des Originals anfertigen. Sie wird auf wasserhelle Gelatine oder gutes Pauspapier ausgeführt, das durch Reißzwecken fest über das Original gespannt wird. Dann wird jede Kontur des Bildes sorgfältig mit lithographischer Tusche auf dem Pauspapier oder der Gelatine nachgezeichnet. Jede Farbennuance des Originals wird noch besonders konturiert, damit bei der Ausführung der Farbenplatten das gemalte Original auf das genaueste wiedergegeben werden kann. Ist die Pause fertig, dann wird sie durch den Steindrucker in der Steindruckhandpresse auf einen gutgeschliffenen Lithographiestein abgezogen oder übergedruckt in derselben Weise, wie z. B. Autographien, die mit der fetthaltigen Autographietinte auf gutgeleimtes Papier geschrieben wurden, auf die Steinplatte abgezogen werden. Die Pausen werden auch oft, statt mit der Zeichenfeder und lithographischer Tusche, mit der Lithographienadel, einem harten Stahlstift in Holzfassung in der Form unserer Bleistifte, angefertigt, indem der Lithograph die Konturen in das auf das Original gespannte Gelatineblatt einritzt. Diese geritzten Konturen werden dann mit lithographischer Tusche oder Kreide sauber eingerieben und in der Steindruckpresse durch starken Druck auf die Steinplatte übertragen.

Die fetthaltigen Striche und Linien der Konturzeichnung gehen mit dem kohlensauren Kalk des Steines die Verbindung zu fettsaurem Kalk ein; der Stein wird geätzt, wodurch sich seine freien Stellen mit der Aetze zu metaarabinsaurem Kalk verbinden. Dadurch ist die Platte druckfertig geworden. Mit schwach fetthaltiger Farbe werden von der Konturzeichnung Abzüge auf präpariertes Papier gemacht, die dann wieder auf andere gutgeschliffene Steine übertragen werden. Man nennt diese Ueberdrücke der Konturzeichnung von der Platte auf Papier und von diesem auf andere Steinplatten Aufdrucke oder Abklatsche. Es müssen soviel Steine mit Abklatschen versehen werden, wie zur Reproduktion des Originals Farbplatten notwendig sind. Soll die Reproduktion z. B. in 12 Farben erfolgen, dann werden also 12 Steinplatten mit Abklatschen gebraucht. Diese Konturklatsche dienen dem Lithographen als Anhaltspunkte bei der Uebertragung der einzelnen im Original enthaltenen Farben auf den Stein. Sie bewirken, daß beim Uebereinanderdruck der einzelnen Farben auf die Papierbogen eine Farbe genau auf die andere paßt. Dieses genaue Passen wird mit erzielt durch feine, einander kreuzende Linien außerhalb der eigentlichen Zeichnung, mit denen die Konturplatte versehen wurde, die durch den Abklatsch der Konturzeichnung auf die einzelnen Farbplatten kamen und auf diesen ganz genau mit Lithographentusche nachgezogen werden müssen. Damit die Konturlinien der Abklatsche nach der Fertigstellung der Lithographie nicht ebenfalls Farbe annehmen, werden sie vor dem Beginn der Arbeit des Lithographen sauber mit Bimsteinmehl abgerieben, so daß man nur noch soviel von ihnen sieht, wie zur Erkennung der Konturen notwendig ist.

Nach diesen Vorbereitungen beginnt der Lithograph mit der Uebertragung der einzelnen Farben des Originals auf die dafür bestimmten mit Konturabklatschen versehenen Platten. In der Regel wird dabei nach einer vorher bestimmten, den Farben des Originals angepaßten Farbenskala gearbeitet, in der zunächst die drei Grundfarben Gelb, Blau und Rot vorgesehen sind. Um alle blauen oder roten Farbtöne des Originals genau erzielen und zart herausarbeiten zu können, werden für diese Farben nicht nur eine, sondern meist zwei oder drei Platten in Aussicht genommen, und zwar für Hell-, Mittel- und Dunkelblau oder -Rot. Beim Gelb, das in der Tonstärke nicht dieselben großen Kontraste entwickelt wie Blau oder Rot, genügt in der Regel eine Platte. Dagegen wird für alle fleischfarbenen Töne des Originals noch eine besondere Farbplatte in die Skala eingestellt, die kurzweg als Tonplatte bezeichnet wird. Neben diesen Farbplatten werden zur genauen Herausarbeitung der Zeichnung des Originals, zur Milderung der beim Uebereinanderdruck der einzelnen Farbplatten entstehenden Härten und zur weicheren Verbindung dieser Farbtöne einige sogenannte „Zeichenplatten" vorgesehen, und zwar meist je ein helles und ein dunkles Braun und Grau. Diese hier entwickelte Skala von 12 Farben dürfte am gebräuchlichsten sein. Bei chromolithographischen Arbeiten (so nennt man die Reproduktionen farbiger Originale), bei denen es weniger auf Qualität ankommt, begnügt man sich mit weniger Farben, bei besseren Arbeiten werden mehr Farben in die Skala eingestellt.

Die Uebertragung der einzelnen Farben des Originals auf den Stein an der Hand der Farbenskala erfolgt mit der schwarzen Lithographietusche oder -Kreide. Bei der Anfertigung der hellblauen Platte z. B. legt der Lithograph zunächst alle blauen oder blauenthaltenden Stellen des Originals, die dunkler sind als die für das Hellblau angenommene Tonstärke, auf dem Stein nach dem Konturabklatsch als glatte schwarze Fläche an, während alle helleren Töne stärker oder schwächer schattiert werden, was sich mit Kreide leicht ausführen läßt. Bei der Ausführung in Tusche werden die helleren oder dunkleren Schattierungen durch stärkere oder schwächere mit der Zeichenfeder gezeichnete Punkt- oder Strichlagen erzielt. Natürlich werden auch die in den blauroten, violetten, braunen oder grünen Stellen des Originals enthaltenen blauen Töne in der richtigen Tonstärke auf die Steinplatte gezeichnet und genau kopiert. In derselben Weise wird jede andere Farbe vom Original auf die Steinplatte übertragen, die also nach ihrer Fertigstellung denselben Eindruck macht wie eine schwarze Tuschzeichnung mit mehr oder weniger großen vollen Flächen und stärker oder schwächer schattierten Tönen.

Nach der Fertigstellung der ersten Farbplatte durch den Lithographen beginnt in der Regel der Steindrucker mit dem Probe- oder Andruck. Er ätzt und präpariert den Stein in der schon geschilderten Weise, macht zunächst einige Abzüge mit schwarzer Farbe, entfernt sodann den schwarzen Farbstoff durch Abwaschen des Steines mit Terpentin und überwalzt endlich die Platte mit Steindruckfarbe in der vom Lithographen bei der Herstellung der betreffenden Farbplatte angenommenen Färbung und Tonstärke. Hierauf wird eine Reihe von Abzügen auf Papier gemacht, wobei nach jedem Abzug der Stein mit der Farbwalze erneut eingefärbt werden muß. So wird mit Hilfe der erwähnten Paßlinien, der sogenannten „Nadelkreuze", eine vom Lithographen fertiggestellte Farbplatte nach der anderen auf die Papierbogen abgedruckt, wobei also jeder Bogen bei einer zwölffarbigen Arbeit die Steindruckpresse 12 mal passieren muß. Von 12 verschiedenen Steinen wird eine Farbe genau passend auf die andere gedruckt, bis zum Schluß eine dem Original genau entsprechende Reproduktion aus der Presse hervorgeht.

Nach der Fertigstellung der Probedrucke beginnt der Druck der Auflage in der Steindruckschnellpresse. Zu diesem Zwecke werden die Lithographien von den kleineren Steinen auf die großen Maschinensteine übergedruckt. Vom Originalstein werden mit schwarzer Fettfarbe Abzüge auf präpariertes Papier gemacht, die dann zusammengestellt und auf den großen Maschinenstein aufgedruckt werden. Auf diesem übt die Fettfarbe dieselben Wirkungen aus wie die lithographische Tusche oder Kreide. Der Stein wird im Wesentlichen ebenso präpariert wie der Originalstein, worauf der Druck der Auflage in der Schnellpresse beginnen kann. Auch hier muß natürlich wieder für jede Farbe ein besonderer Ueberdruck angefertigt werden. Ist die Auflage in der ersten Farbe durchgedruckt, beginnt der Druck der zweiten, und so fort. Jede Farbe muß mit der des Probedrucks genau übereinstimmen. Bei einer zwölffarbigen Arbeit muß also jeder Bogen der Auflage die Schnellpresse ebenso zwölfmal passieren wie jeder Probedruck die Handpresse, bis auch hier zuletzt aus der Schnellpresse der vielfarbige fertige Kunstdruck hervorgeht. Er wird, wenn es sich um die künstlerische Reproduktion eines wirklichen Kunstwerks handelt, auf den Beschauer ähnliche Wirkungen auszuüben vermögen, wie das aus Künstlerhand hervorgegangene Original.

Die Beeren waren schuld. . .

Eine Kindheitserinnerung von **A. Stroinski.**

Die kurze Mittagspause war verstrichen. Meine Mutter rammte mit einem dicken Stein den Holzpflock tief in die feuchte Erde, band einen Strick daran, das andere Ende des Stricks um meinen Leib, ermahnte mich, recht still und artig zu sein und ging dann. Bald war sie in dem Nebel, der das Feld einhüllte, meinen nachschauenden Augen entschwunden. Da begann ich in meinem Gefängnis nach Entdeckungen auszuschauen. Aber in dem Umkreis von etwa vier Metern — weiter vermochte ich nicht zu gehen — war nicht viel zu finden. Eine Handvoll Steinchen, einige faule Kartoffeln waren alles, was ich in dem Bereich meines Gefängnisses der Mühe wert erachtete, aufzuheben. Mißmutig setzte ich mich auf ein Häuflein Kartoffellaub, das meine Mutter neben dem Holzpflock aufgeschichtet hatte und schaute trübselig umher. Weit reichte mein Blick nicht; der Himmel lagerte wie eine bleigraue Masse über mir und schien jeden Augenblick auf mich herabfallen zu wollen. Ueber das Feld hing ein schmutzigweißer Riesenschleier, der sich mir mitunter näherte, sich tiefer senkte, dann sich wieder hob und von dannen zog. Vor mir zeigte sich braunnackte Erde. Links und rechts zog sich ein Gewirr von blaßgrünen Runkelrübenblättern hin. Undeutlich, wie verschwommene Schattenbilder, sah ich in einiger Entfernung Gestalten zu diesem graugrünen Gewirr sich bewegen, auf und nieder, auf und nieder in einem fort. Ich wußte, daß meine Eltern und mein größerer Bruder sich unter diesen Gestalten befanden und Runkelrüben aus der Erde zogen. Mich ärgerte in diesem Augenblick sehr, daß ich erst fünf Jahre alt war und daher noch als zu schwach mir diese Arbeit galt. Wäre ich nur ein einziges Jahr älter gewesen, dann hätte ich, wenn auch nicht die Knollen aus der Erde ziehen können, sie doch gegeneinanderzuschlagen vermocht, daß die ihnen anhaftende Erde weit, weit abgeflogen wäre. Sonst war mir das Angeflocktsein nicht beschwerlich, ich war's schon gewöhnt, weil meine Mutter mich in dem weit entfernten Dorfe doch nicht allein lassen konnte, wenn sie arbeiten ging, und ich wartete immer geduldig wie ein angepflocktes Lämmlein auf Erlösung, aber heute wurde es mir doch ungemütlich, weil es kalt war und ich nicht weit zu sehen vermochte. — Ich drehte mich um. Auch hier der dichte Nebel, ja er schien sich in einiger Entfernung zu einer undurchsichtigen Mauer verdichtet zu haben, in die allerhand komische und groteske Figuren gebaut waren. Ich wußte, was diese Figuren und die Mauer waren. Die Mauer waren hohe, dichte Brombeersträucher, die zu beiden Seiten eines Baches wuchsen, und die Figuren alte Weidenbäume.

Brombeersträucher. — Mein Vater hatte mir vor einigen Wochen eine Mütze voll Brombeeren an jenen Sträuchern gepflückt. Mir lief das Wasser im Munde zusammen, als ich an den leckeren Schmaus dachte. Mein Vater — alle Leute hatten ja so wenig Zeit, Brombeeren zu holen. Gewiß waren noch welche da und niemand konnte sie ernten. Wenn ich doch selbst — aber ich war ja gefesselt, und nur deshalb gefesselt, damit ich nicht an den Bach laufen sollte. Ein Weile ergab ich mich der Resignation, aber das verführerische Bild der mit Brombeeren gefüllten Mütze meines Vaters stieg wiederum verlockend vor mir auf. Ich vermochte es nicht mehr zu verscheuchen, und zum ersten Male empfand ich es als eine Qual, gefesselt zu sein und nicht fortkommen zu können. Wie ein Verbrecher, der einen Fluchtplan schmiedet, prüfte ich meine Fesseln. — Ach, meine Mutter hatte gar nicht daran gedacht, daß ich Befreiungsversuche machen würde, sonst hätte sie den Strick fester um meinen Leib geschlungen. Es war gar nicht so schwer, ihn über meine Lenden zu streifen — die Fessel fiel — ich war frei!

Einen Augenblick zögerte ich noch, mir klopfte das Herz, mein Gewissen schlug, aber nur einen Augenblick, dann eilte ich dem Bache zu. Ich durfte unbesorgt sein, brauchte nicht zu befürchten, daß, solange der Nebel sich nicht verzog, meine Eltern oder sonst jemand meine Entfernung bemerken würde. Hätten die Arbeitenden wirklich bis zu der Stelle sehen können, wo meine Mutter mich gelassen hatte, sie hatten keine Zeit, sich um mich zu bekümmern.

Ich war an dem Bache, an dem schier undurchdringlichen Brombeergestrüpp angelangt und ließ verlangende Blicke darüber hinstreifen. Ach, keine einzige Beere sah ich, nur schwärzliche Aeste, drohende Dornen und falbe, zusammengekrümmte Blätter. Dann sah ich zuweilen das Wasser des Baches, der in einem etwa drei Meter tiefen Bette ruhig dahinfloß, durch die dichten Ranken blitzen. Enttäuscht lief ich die lange Reihe der Sträucher entlang. Nichts, nichts, keine einzige Beere! Ach, hätte ich mich durch den undurchdringlichen Wall der Dornbüsche hindurchwinden können, die steile Böschung hinab, bis zu dem Bache! Gewiß waren dort der Beeren viele. Hier am Rande, wo jeder die Beeren zu erreichen vermochte, waren alle Sträucher der leckeren Frucht schon lange beraubt. An einer lichten Stelle des Walles versuchte ich einzudringen. Tiefe Stratwunden an den Händen, an den nackten Füßen und im Gesicht und das total zerrissene Kleidchen meiner verstorbenen Schwester, das schlotternd um meinen Körper hing, war mein Erfolg. Ich starrte, tödlich erschrocken, auf das zerrissene Kleid, — das würde Schläge für mich absetzen! Schon wollte ich mich weinend wenden, — was sah ich da? Mir gegenüber auf der anderen Seite des Baches blinkten an einem großen Strauche hunderte blauschwarzer Beeren, es waren zwar kleine Brombeeren, es waren Schlehen, ein Schlehendorn stand einsam im Brombeergestrüpp. Aber auch Schlehen sind ja Leckerbissen. Aber was nutzte mir ihre Entdeckung? Sie waren doch unerreichbar für mich; der undurchdringbare Wall der Dornsträucher sowie der breite Bach trennte mich von ihnen, und bis zum nächsten Stege, der über den Bach führte, hätte ich fast eine Stunde zu laufen gehabt. Wie hypnotisiert und doch ratlos blickte ich auf die glänzenden Beeren. Da, über irgend etwas erschreckt, flog ein Schwarm Hänflinge zwitschernd hinter mir aus dem Felde auf, kreiste einige Male über mir und ließ sich dann auf einer Erle nieder, die unweit von mir aus dem Brombeergesträuch emporragte. Als ich dem Vogelschwarm nachblickte, sah ich zugleich etwas anderes, das mir blitzschnell einen Gedanken eingab. Gerade vor mir erhob sich ein verkrüppelter Weidenstumpf über die Sträucher. Er wurzelte diesseits des Baches, auf meiner Seite. Ob sein gekrümmter Wuchs natürlich war oder ob das Alter ihn so gebeugt hatte, genug, er lag gebogen und fast schräg über dem Bache; sein ungestalter Kopf ragte bis auf die andere Seite des Baches. Wie, bot er nicht eine natürliche Brücke auf die andere Seite? Zeigte er nicht den Weg, um endlich zu den Schlehen gelangen zu können?

Schon klammerte ich mich an seine rauhgespaltene Rinde, kletterte an ihm empor. Ich achtete nicht der tiefen Schrunden an meinen nackten Füßen und Händen — hinüber, hinüber mußte ich! Auf der Mitte des seltsamen Steges, über den ich kroch, blickte ich herab. Gerade unter mir floß das trübe, schwärzliche Wasser des Baches. Ich bekam plötzlich ein heftiges Zittern in Hände und Füße — Wenn ich jetzt herunterfiel — ?

Wie ein Frosch machte ich einen Satz nach vorwärts. Dieser Satz, der mich retten sollte, war mein Verderben. Die morsche Rinde, an der ich mich krampfhaft zu halten suchte, zerbröckelte unter meinen Händen, ich stürzte hinab in den Bach, dessen fast meterticfes Wasser über mir zusammenschlug und meinen Schrei erstickte. Obwohl ich heftige Schmerzen spürte, das Gefühl hatte, als sei mein Rücken geplatzt, arbeitete ich mich doch wieder schnell empor, und es gelang mir, einen fast ins Wasser reichenden Dornzweig zu ergreifen. Bis an den Hals in dem eiskalten Wasser, und doch unter den Füßen keinen festen Boden spürend, hing ich einige Minuten wie willenlos an dem Dornzweig.

Dann begann ich, mich fast mechanisch an diesem in die Höhe zu arbeiten und kletterte die steile Böschung hinan. Wie ich mich durch den undurchdringlichen Wall der Sträucher mit den zollangen Dornen hindurchgewunden habe, ich kann es mir nicht erklären, genug, nach wenigen Minuten stand ich genau wieder auf der Stelle, von wo mir die schwarzblauen Schlehen so verlockend gewinkt hatten. Aber wie sah ich aus: nur Fragmente meines ehemaligen Kleides flatterten um meinen an vielen Wunden blutenden Körper. Ein Augenblick des Stillstehens genügte, um unter mir eine Lache Blut und Wasser zu bilden. Dabei sah ich und fühlte ich, wie meine nackten Beine und Arme, mein ganzer Körper mit Dornen wie gespickt waren.

Der Nebel hatte sich mittlerweile in Regen verdichtet, der lange, dünne Fäden auf den Boden schlug. Mühsam, hinkend und bitterlich weinend, schlug ich den Weg zu dem Rübenfeld ein, um bei der Mutter Hilfe zu suchen. Es war nicht leicht, diese unter den vielen auf dem Felde arbeitenden Leuten zu finden, zumal ich nur wenige Schritte weit sehen konnte. So oft ich auf eine der sich wie automatisch bückenden und halbaufrichtenden Frauengestalten, deren gar viele mit dem Rübenziehen beschäftigt waren, zueilte, immer waren es fremde Frauen, die mich eine Weile verwundert anstarrten und mir kopfschüttelnd nachschauten, um dann mit Bücken und Aufrichten, Bücken und Aufrichten in noch schnellerem Tempo fortzufahren. Endlich, nachdem die zahlreichen, hoch emporragenden Rübenstanden, die „in Samen geschossen" waren, mir fast die letzten Kleiderreste vom Leibe abgestreift hatten und ich öfter zur Erde gefallen war, erblickte ich meine Mutter, die so vertieft in ihre Arbeit war, daß sie mich erst sah, als ich dicht neben ihr laut aufschluchzte und ihr bittend meine dorngespickten Arme zeigte.

Meine Mutter starrte mich sekundenlang an, als sei ich ein Gespenst. Dann fiel sie über mich her und begann, mir Dorn um Dorn aus meinen Armen, meinen Beinen und meinem Körper herauszuziehen. Sie sprach dabei kein Wort, fragte nicht, wie ich in diesen Zustand hineingekommen sei. Aber das Herausziehen der Dornen verursachte mir rasende Schmerzen. Mein Gebrüll lockte viele der Arbeitenden herbei, und lamentierend umstanden uns bald viele Leute, meist Frauen. „Jesus, Maria, Josef!" waren fast die einzigen Ausrufe der Leute.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

Fromm sein!

Ohne Lohn das Gute üben,
Ohne Furcht das Böse meiden,
Ohne Grund niemand betrüben,
Ohne Grollen selber leiden:

Das heißt, frei von Trug und Schein,
Menschenwert im Busen tragen,
Das lehrt, wahrhaft fromm und rein,
Kühn den Kampf des Lebens wagen.

Fromm sein heißt in Taten beten,
Nicht um Dank gen Himmel lugend,
Lehrt den rechten Pfad betreten:
Schönste Andacht ist die Tugend.

Wollen einen Tempel bauen,
Soll nicht groß und prächtig sein,
Dieser Tempel heißt Vertrauen,
Baugrund soll das Herze sein.

Unser Mitleid formt die Mauern,
Menschenliebe krönt das Haus,
Die da weinen und die trauern,
Gehen stets getröstet aus.

Nicht die linke Hand soll wissen,
Was die rechte Gutes tat;
Wen die Sorgen nie verließen,
Finde Hilfe hier und Rat.

Und soweit die Menschheit reichet,
Reicht die Menschenliebe auch,
Die nie endet und nie weichet:
Das sei echten Frommseins Brauch.

Waldeck Manasse.

Der Maler im Haus. Wir wohnen auf dem platten Lande, in einem Häuschen, von dem behauptet wird, es werde innerhalb der nächsten fünf Jahre einstürzen. Ich machte den Besitzer darauf aufmerksam. Er sagte entrüstet: „Das wollen wir doch erst mal abwarten!" (Er wohnt nämlich wo anders.) Und überhaupt: das mit den Renovationen sei dummes Zeug. Warum sollte es denn einem Hause, das sich seit hundert und mehr Jahren nicht vom Flecke gerührt habe, warum solle es diesem Hause nun just in den nächsten fünf Jahren einfallen, einzufallen?

Ja, warum?

Meine Frau machte einen Vermittelungsvorschlag: „Wenn Ihnen die Maurerarbeiten zu kostspielig sind, Herr Tugendhold — so heißt der Mensch! —, so könnten Sie doch wohl dem Ganzen einen freundlicheren Anstrich geben — innen und außen. Der Frühling kommt, und man sitzt hier wie in einer Ruine —"

Ich wagte den Einwurf: „Meinst Du, daß der Anstrich die Mauern haltbarer macht?"

„Das verstehst Du nicht."

„Nein, wirklich," Herr Tugendhold bestätigte es, „Ihre Frau übersieht die Dinge besser. Ich schicke Ihnen den Maler Schwetschke."

„Ach Gott, den Schnellmaler!" seufzte meine Frau.

„Ja," Herr Tugendhold lächelte freundlich, „man ist doch zufrieden, wenn man so was bald hinter sich hat."

„Allerdings," sagte ich.

„Sehn Sie. Ihr Mann übersieht das besser." —

Herr Tugendhold ging. Herr Schwetschke kam. Einige Tage später. Ein kleiner Mann von fünfzig Jahren, mit einem langen Barte und außerordentlich hoher Stirn, ziemlich korpulent, aber beweglich wie unsere Ahnen, die auf Bäumen lebten. Wenn ich ihn sah, trug er stets eine Zimmerleiter auf dem rechten Arm, einen Farbentopf oder Kalkmilcheimer in der linken Hand, während aus der Brusttasche die Pinsel herausguckten und auf die Jacke abtropften, die so aussah, als litte sie an sämtlichen Hautkrankheiten der Welt.

Also Herr Schwetschke trat zu mir ins Zimmer. Ich saß bei der Arbeit. Er nickte freundlich: „Schwetschke." Er sah sich mit einem Blick im Zimmer um: „Schön. Das werden wir bald haben." Er beugte sich über den Schreibtisch: „Sie schriftstellern? Eigentlich 'ne bequeme Arbeit, was? Immer so egal die fünfundzwanzig Buchstaben. Na, denn nehmen Se mal Ihr Tintenfaß und ziehen Se Leine."

Meine Frau erschien in der Tür.

Sie kriegte einen vorwurfsvollen Blick von mir: „Aber wir hatten doch verabredet, daß der Meister unten anfangen soll." (Mein Arbeitszimmer liegt im ersten Stock.)

„Ich hab's mir anders überlegt. Es ist praktischer, wenn hier oben begonnen wird. Du kannst Dich unten ins Vorderzimmer setzen. Brauchst Dich um nichts zu kümmern. Die Sachen hier verhängen wir mit alten Zeitungen, nicht wahr, Herr Schwetschke?"

Der Malermeister stand schon auf der Leiter. „Nötig is es nich, aber besser."

Ich zog also mit meinem Schreibkram nach unten, rückte mir einen Tisch ans Fenster und wollte eben versuchen, dort anzuknüpfen, wo ich in meiner Arbeit unterbrochen worden war, als meine Frau die Flurtür aufriß: „Hör mal, setz' Dich doch lieber ins Hinterzimmer. Das Vorderzimmer brauche ich." Weg war sie.

Ich trug meinen Tisch ins Hinterzimmer, schloß beide Türen ab und nahm mir vor, alles zu ignorieren, was außerhalb dieser vier Wände passierte. Leicht gedacht. Aber wo war der Faden, den ich doch vorher fest in den Händen hatte? Ich las das Geschriebene einmal, zweimal, überlegte, las es wieder .... hm ... nur Ruhe, der Anschluß stellt sich schon wieder ein, wenn man warten kann.

Im Vorderzimmer begann es zu poltern. Schwere Holzstühle, Wassereimer und dergleichen.

Ich legte meinen Mund an die Tür zum Vorderzimmer und sagte sanft: „Läßt sich das nicht etwas ruhiger machen?"

„Nein. Hörst Du denn etwas? Mußt schon entschuldigen, aber heute geht es nicht anders."

„Na, wenn es nicht geht —"

Unterbrechungen stören die gedankliche Arbeit, aber sie haben zuweilen auch die segensreiche Eigenschaft, dem Hirn die Unbefangenheit wiederzugeben. Kurz: ich hatte plötzlich den Anschluß wieder, pfiff vergnügt ein paar Takte und begann zu schreiben.

Eine halbe Seite.

Dann rüttelte jemand an der Flurtür: „Machen Se uff!"

„Bedaure, kein Eingang, Herr Schwetschke."

Ein Brummen.

Dann bummerte es an der Tür zum Vorderzimmer.

„Tut mir leid. Habe augenblicklich keine Sprechstunde."

„Was sagen Sie zu solchem Mann?"

Herr Schwetschke schüttelte vermutlich den Kopf und sagte gar nichts.

„Aber so hör' doch: der Meister ist oben fertig und will nun dort hinten beginnen."

„Er soll erst das Vorderzimmer machen."

„Das geht ja nicht. Hier steht alles voll."

Ich bin von Natur aus nicht neugierig, aber ich mußte doch nachsehen — na ja: die halbe Küche stand in der Stube.

„Ihre Frau malt ooch," sagte Herr Schwetschke.

„Es tut meinen Küchenmöbeln schon lange nötig — und weil wir schon mal dabei sind —;" der Pinsel ging auf und nieder; Wasserbank, Küchenstühle, Küchentisch, Wassereimer, Wichskasten, alles, alles strahlte in neuem Glanze oder er sollte ihm noch werden.

„Findest Du Eiche am schönsten oder —"

„Ich finde ungestrichene Sachen am schönsten."

„Na ja, Du —"

„Uebrigens: es ist halb zwölf. Wann essen wir heute?"

„Ja, Du glaubst doch nicht etwa, daß man in diesem Wirrwarr Essen kochen kann? Wir trinken um eins Kaffee. Es wird schon mal so gehen."

„Aber selbstverständlich. Na, dann kann ich wohl wieder nach oben ziehen?"

Einer lachte. Herr Schwetschke, der im Hinterzimmer mit affenartiger Fixigkeit an der Decke pinselte: „Nee, verehrter Herr! Vor übermorgen jibbt's da nischt. Die Fenster müssen offen bleiben, damit's trocknet und überhaupt —"

„Setz Dich in die Küche," riet mir meine Frau. „Dort ist ja Platz genug. Solange der Maler im Hause ist, wird ohnehin nicht gekocht." —

Es war kalt in der Küche. Außerdem stand dort der Vorratseimer mit Kalkmilch, mit dem augenblicklich mein Fünfjähriger beschäftigt war.

„Gustav arbeit'. Maler sagt: tüchtig umrühr'n. Gustav rührt doll."

Es spritzte nach allen Seiten.

„Wissen Se wat," sagte Herr Schwetschke, der eben kam, um seinen Topf zu füllen, „der Junge hat Talent."

Ich packte meine Schreiberei zusammen und fing an, mich mit Fluchtgedanken zu beschäftigen.

„Ja, aber wo willst Du denn hin? Du kannst doch jetzt nicht fortlaufen?"

„Zur Post. Ich muß ganz nötig zur Post."

„Ja, wenn Du mußt. Aber bleibe nicht so lange."

„Gar nicht. . . ."

Um sechs Uhr abends war ich wieder da.

Herr Schwetschke hatte Feierabend gemacht. Meine Frau wusch sich die Hände mit Terpentin: „S — Du? Schon?"

„Wo ist Gustav?"

„Gustav? Ja, wo ist denn der Junge? Ich hab ihn seit einer halben Stunde nicht gesehen."

„Gustav! Gustav!!"

Endlich entdeckte ich ihn. In einer kleinen Kammer, die dazu da ist, um „Alles aus dem Wege zu stellen". Stiefel, alte Kleider, zerbrochene Stühle usw. Und, „damit der Junge nicht 'raukommt," hatte Herr Schwetschke hier auch Kalkmilch und Pinsel untergebracht.

Gustav merkte nicht, daß ich die Tür öffnete. Er saß auf dem Fußboden, hatte dort einen schwarzen Rock meiner Frau ausgebreitet und pinselte eifrig in schöner Leidenschaft.

„Aber — Gustav!!"

„Mama weißes Kleid machen . . . hab' schon weiße Schuhe gemalt."

Richtig, da standen sie in Reih und Glied: fünf Paar Stiefel und Schuhe . . . schneeweiß. Auch innen.

Alles war weiß, was ein Fünfjähriger mit seinen kurzen Armen erreichen kann. . . .

Herr Schwetschke kriegte am anderen Tage den Husten vor Lachen. „Sehen Se, hab' ick's nich jesagt? Der Junge hat 'n jroßartiges Talent!" — ng.

Hochzeitsgeschenke. In eigenartiger Weise werden vielerwärts die Hochzeitsgeschenke gegeben. Im württembergischen Jagstkreis legen die Gäste nach dem Essen in eine vor dem Brautpaar stehende Schüssel eine „Schenke". Im württembergischen Oberland überreicht man das Geschenk wohl mit der sehr aufrichtigen Wendung: „Do schenk i dir an ebbes zur Hauzich. Wenn's mei Nutz wär, wie mei Schad, wett i dir mai gea." In der Rhön werden die Geschenke am zweiten Tage der gewöhnlich dreitägigen Hochzeit den jungen Eheleuten überreicht, nachdem diese vor dem Haus an einer Tafel Platz genommen haben. Voran geht ein Zug durchs Dorf mit einigen Tänzen unter der Dorflinde. Bei dem Zuge führt jeder Mann und jeder Bursche eine Erwählte, der er vorher die „Lieberei getrunken", d. h. mit Bier zugetrunken hat, wofür sie ihrem „Liebereikerl" ein neues Tuch auf die Schulter heftet. Im hessischen Alterode findet die „Schenke" auch am zweiten Tag statt; ein Verwandter des Paares nimmt, an einem Tisch sitzend, das Geld entgegen. Nach dem Schenken trinkt die ganze Hochzeitsgesellschaft Likör aus einem Gläschen, das dann die junge Frau über die Schulter wirft, so daß es zerbricht. In Westpreußen fällt der reiche Ertrag des „Brauttanzes" nicht, wie sonst üblich, den Musikanten, sondern dem Vater und Schwiegersohn zu und bilden neben der Beisteuer von Butter, Brot und Milch die Hochzeitsgabe. Beim Brauttanz sitzen die Respektspersonen des Dorfes mit einem Knittel an dem Tisch, auf dem die beiden Teller stehen. Ein neidisches Bewundern, wenn einer mit einem großen Geldstück protzig den oberen Teller entzweiwirft! Aber wehe dem, der ein zu kleines Stück hinlegt! Die Knittel schlagen auf den Tisch, die Musik schweigt, und beschämt steht der Arme da. Auch im Boldeckerlande (im südlichen Rgbz. Lüneburg) ging es früher ähnlich zu: wer „gut" und „wohl" gegeben hatte, wurde belobt und erhielt einen Tusch. Nicht weniger als 1800 Mark sind einst bei einer Hochzeit dem jungen Paar „geopfert" worden. In Steinegg (Amtsbez. Pforzheim) schenkt der „Gesell", der Führer des Bräutigams, sieben, jede „Gespielin", d. h. Brautjungfer fünf und jeder Anverwandte zehn Mark, die übrigen Gäste, die außerdem Speisen und Getränke selbst bezahlen müssen, geben wenigstens eine Mark: so haben auch hier die Hochzeitsleute einen schönen Gewinn, von dem sie „beinahe ihr Hausgerät anschaffen können". Bei den Hochzeiten in Altbayern stimmt der Gast, wenn er sein Geschenk in die Schüssel fallen läßt, ein launiges G'sangl an. — So schildern E. Rück und H. Sohnrey in ihrem kürzlich erschienenen Werke „Feste und Spiele des deutschen Landvolks" (Verlag der Deutschen Landbuchhandlung, Berlin), die Art und Weise, in der die Hochzeitsgeschenke in verschiedenen Gegenden Deutschlands gespendet werden. Das Buch der beiden Verfasser nimmt in der volkskundlichen Literatur der Neuzeit einen hervorragenden Platz ein. Ein reiches Material ist hier zusammengetragen, nach Gruppen gesichtet, gegliedert und verarbeitet worden. Der erste Teil ist hauptsächlich den Festen gewidmet, der zweite den Spielen des deutschen Landvolkes. j. w.

Nachdruck des Inhalts verboten!
Verantwortl. Redakteur: L. Salomon-Lessen in Berlin (Nieder-Schönhausen). — Verlag: Hamburger Buchdruckerei und Verlagsanstalt Auer & Co., Hamburg.
Druck: Vorwärts Buchdruckerei und Verlagsanstalt Paul Singer & Co., Berlin SW. 68.